



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 3. Sonntag den 18. Januar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 50 a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Sonntag nach Erscheinung. — Der katholische Gruß. — Der Eid. — Der verblüffte Advokat. — Höchst wichtig. — Das Brot der lieben Mutter Gottes. — Zu einer Jahrhundertfeier. — Splutter. — Bist du unglücklich werden? — Für die lieben Erstkommunikanten. — Wer's!

Wochentalender.

- Sonntag, 18. Januar, 2. nach Erscheinung.
- Montag, 19. Jan., Canut, Martyrer.
- Dienstag, 20. Jan., Fabian und Sebastian, Mart.
- Mittwoch, 21. Jan., Agnes, Jungfrau und Mart.
- Donnerstag, 22. Jan., Vincentius, Martyrer.
- Freitag, 23. Jan., Mariä Vermählung.
- Samstag, 24. Jan., Timotheus, Bischof und Mart.

Zweiter Sonntag nach Erscheinung. Die Hochzeit zu Kana.

Evangel. Joh. 2, 1-11.

In jener Zeit war eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Als es aber an Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben keinen Wein!“ Jesus aber sprach zu ihr: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Da sagte seine Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“ Es standen aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß enthielt. Jesus sprach zu ihnen: „Füllet die Krüge mit Wasser.“ Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: „Schöpft nun und bringet es dem Speisemeister!“ Und sie brachten es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher es wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Brautigam und sprach zu ihm: „Jedermann setzt zuerst den guten Wein aus und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren, du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt.“ Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Der katholische Gruß.

Als ich noch ein junger Student war, habe ich einmal einer Katholikenversammlung beigewohnt. All die herrlichen Reden, die ich damals gehört, sind meinem Gedächtnis entfallen; nur ein Wort ist in meiner Erinnerung stecken geblieben wie ein Nagel in einem Eisenbrett. Das war der katholische Gruß. Wie auf dem Fruchtacker die Halme beisammen stehen, so drängte sich in der riesigen Versammlung Mann an Mann, und verworrenes Stimmengewirr ging durch die Reihen wie ein Sturm durch die Äste. Plötzlich war aller Lärm wie weggeblasen; ein Redner hatte den Pult bestiegen; alle Augen waren auf

ihn geböhrt, und von jeder Lippe las man die Frage: was wird er zu sagen haben? Mit welchem großen Gedanken wird er seine Rede beginnen? Jetzt öffnet er den Mund und mit sichtlichem Erarriffenheit spricht er laut und feierlich den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Und wie ein gewaltiges Echo kommt es zurück aus den dichten Scharen: In Ewigkeit, Amen. Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen! Das ist der katholische Gruß, dem die Kirche am heutigen, zweiten Sonntag nach Dreikönig, ein besonderes Andenken weihet; ist ja heute das Fest des Namens Jesu. „Sein Name wurde Jesus genannt“, berichtet der Evangelist. Wir fügen dazu noch den Namen Christus und verbinden beide Namen zu dem gnadenvollen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus!

Daß wir diesen Gruß gern gebrauchen, dazu soll schon das katholische Ehrgefühl uns antreiben. Wie man den Vogel an den Federn, den Soldaten an der Uniform, so erkennt man den Katholiken an diesem Gruß. Ich bin einmal in ein protestantisches Spital gekommen, welches hauptsächlich von Andersgläubigen besucht wird, in das aber bisweilen auch Katholiken sich verirren. Als ich einen großen Krankensaal betreten hatte, ließ sich aus einem der hintersten Betten eine gar helle, liebe Stimme vernehmen: Gelobt sei Jesus Christus; ich trat näher und stand vor einem Knaben, der freudig zu mir sprach: ich bin katholisch! Wie mir doch dieses mutige Bekenntnis wohlgetan hat, das ein Knabe ablegte mitten in einer evangelischen Umgebung! Und er hätte mir gar nicht versichern brauchen, daß er katholisch sei — der Gruß allein wäre schon ein deutliches Erkennungszeichen gewesen. —

Gelobt sei Jesus Christus. Dieser Gruß scheint mir auch eine Ehrenschuld zu sein dem Heiland gegenüber. Seht ihr denn nicht, wie in unsern Tagen sein Ehrenschild angegriffen und beschmutzt wird? Wie seine Ehrenkrone angelastet und ihm vom Haupte gerissen wird? Gibt es doch eine Menge verirrter Geister, die unserm Heiland die göttliche Natur absprechen, die ihn zu einem gewöhnlichen Menschen herabwürdigten, die ihm mit Plato, Göthe und andern Geistesmännern auf eine Stufe stellen, ja die ihm sogar die geschichtliche Existenz absprechen! Welches katholische Herz, in dem noch ein Funke glüht von Liebe gegen den Erlöser, brennt nicht von Schmerz und gerechter Entrüstung über eine solche schmachvolle Behand-

lung? Nun, du hast Gelegenheit, diese Schuld zu sühnen, diese Beleidigung gut zu machen, diesen Unverstand auszugleichen; gebrauche gern den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus, und du hast ein Glaubensbekenntnis abgelegt für deinen Herrn und Meister, du hast dein betrübtes Herz erjreut, hast dir Anspruch erworben auf die Verheißung: Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist. (Math. 10, 32).

Vielleicht hast du aber die Ader eines Kaufmanns, dem es vor allem auf den Gewinn ankommt. Wenn du diesen Gedanken zu grunde legst, verschlägt es gar nichts, wirst du gar nicht schlecht dabei fahren, kannst du unbedenklich nach unserm Gruße greifen. Er ist einem Goldstück zu vergleichen, für das du himmlische Schätze dir erkaufst. So oft du diesen Gruß gebrauchst oder auf den Gruß erwidert, ebenso oft wird der Schatzmeister der Kirche, der hl. Vater, die geistliche Borratskammer öffnen und dir einen Ablass erteilen von jeweils 50 Tagen.

Genießt nun dieser Gruß bereits Bürgerrecht in deinem Hause, so wünsche ich dir Glück; wenn nicht, so verschaffe es ihm. Kann man sich einen schöneren Familiengruß denken? Wenn morgens die Kinder erwachen, sollen sie dir zurufen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Sehen sie abends zu Bett, so sollen sie Abschied nehmen mit: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Wenn die Satten, die Geschwister, die Hausgenossen einander diesen Gruß entbieten, so ist es jedesmal eine Kundgebung des Glaubens, ein Erweis der Liebe zu Jesus, eine Verbrüderung der Herzen, eine Anwünschung alles Guten. Denn es ist nach den Worten des Apostels fürsten „kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir das Heil erlangen sollen“ (Apg. 4, 12.) Vielleicht hast du auch im Gotteshaus das Bedürfnis, deinen Nachbar zu begrüßen. Daß dort ein weltlicher Gruß, wie etwa: guten Tag, oder guten Morgen, nicht am Plage sei, das sagt dir schon dein besseres Selbst; nein, ein heiliger Gruß muß es sein an heiliger Stätte. Mit allem Nachsinnen wirst du aber keinen besseren entdecken als den Gruß zu jenem göttlichen Gast, den das ewige Licht dir kündigt, der im Tabernakel wohnt, zu dem auch dein Nachbar gläubig ausblickt, den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Insbondere ist aber dieser Gruß den katholischen Geistlichen gegenüber anzubringen. Und

da hat er einen besonders tiefen und heiligen Sinn. Kann doch jeder Priester mit dem Apostel Paulus sagen: „Wir sind Gesandte an Gottes Statt.“ Ja, in jedem Priester erkennt der gläubige Katholik einen Gesandten Gottes, einen Stellvertreter Christi, den sichtbaren, fortlebenden Christus. Da kann dein Glaube die schönsten Triumphe feiern, wenn du über die menschlichen Fehler und Gebrechen, die auch dem Priester anhaften, wegsiehst, einzig und allein die Person Christi in ihm ehrest und aufrichtige Ehrfurcht ihm entgegenbringst durch den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Ein altes Mütterlein hatte einmal ein wichtiges Anliegen. Herr Pfarrer, sprach sie, wenn ich gestorben bin und in den Himmel komme, und den hl. Petrus sehe und die Engel und die Mutter Gottes und den Heiland selber, was werde ich einältiges Mütterlein da sagen? Seid nur getrost, erwiderte der Seelsorger, und saget ganz zuversichtlich: „Gelobt sei Jesus Christus“ — und der ganze Himmel wird antworten: In Ewigkeit, Amen. Der Burgpfarrer.

Der Eid.

Vor Jahren befand sich ein Geistlicher in einer Gesellschaft zugleich mit mehreren höheren Gerichtsbeamten. In der Unterhaltung wandte sich einer derselben an ihn mit den Worten: „Herr Pfarrer, wollen Sie uns Richtern einen Gefallen tun?“ Als der erstaunt: Priester dies bejahte, fuhr er fort: „Predigen Sie jedes Jahr einmal über die Heiligkeit des Eides!“

Der Meineid ist in unserer Zeit zu einer Landplage geworden. Das sehen nicht zum wenigsten die Richter ein. Man belehrt und warnt die Schwörenden. Man sperrt die Meineidigen jahrelang ins Zuchthaus. Wie kundige Männer aber versichern, nimmt die Zahl der falschen Eide eher zu als ab.

Freilich ist auch die heutige Rechtspflege nicht ganz unschuldig an diesem Mißstand. Bei jeder Kleinigkeit verlangt sie Eide, oft in großer Zahl. Zudem hat sie den Eid jeder Feierlichkeit und jeder religiösen Zeremonie entkleidet. Vor Kreuzigung und brennenden Kerzen würde sich mancher doch wohl besinnen, falsch zu schwören. Bei der geschäftsmäßigen Form, wie man heutzutage den Schwur abnimmt, kommt es dem Menschen nicht mehr recht zum Bewußtsein, daß er bei seinem allmächtigen Richter schwört.

Tropdem ist und bleibt der Eid eine heilige Sache. Du ruffst dabei Gott zum Zeugen an. Du sprichst: „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden.“ Damit stellst du dich in Gottes Gegenwart. Gleichsam unter seinen Augen willst du deine Aussagen machen. Du bekennt, daß Gott allwissend ist, daß er also auch weiß, wenn du die Unwahrheit sagst; du bekennt, daß er allmächtig ist, daß er dich wegen deines Frevels auch zur Rechenschaft ziehen kann. Du forderst seine Rache geradezu heraus, wenn du es wagst, trotz dieser feierlichen Anrufung die Unwahrheit zu sagen. Ein Christenherz muß doch etwas fühlen bei diesen Worten.

Die Eidesformel schließt: „So wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium.“ Wer also unter dieser Vereinerung die Unwahrheit sagt, verzichtet auf Gottes Hilfe, will vom hl. Evangelium nichts mehr wissen. Er sagt sich damit feierlich von Gott los und gibt sich dem Teufel preis.

Der Schwörende hebt drei Finger in die Höhe um seinen Glauben an die allheiligste Dreifaltigkeit auszudrücken. Alles, was heilig ist, wird ihm also vor Augen geführt. Wer sich da noch unterjängt zu lügen, muß doch schon ein ganz verkommener Mensch sein.

Aber Gott läßt seiner nicht spotten. Schredliche Beispiele werden erzählt, wie er den Meineid schon auf Erden straft. Zu Eisenberg in der Pfalz wird in der protestantischen Kirche als warnendes Beispiel eine menschliche Hand aufbewahrt. Sie soll von einem Förster stammen, der einen Meineid geschworen hatte. Nach dessen Tode wuchs die Hand immer wieder zum Grobe heraus, sodas man sie schließlich vom Arme löstete.

Der Allmächtige straft nicht immer sichtbar in dieser Welt, sonst müßten in vielen Kirchen solche Hände liegen. Aber stets bleibt wahr sein Wort: „Der Fluch soll kommen in das Haus des falsch in meinem Namen Schwörenden, und er soll bleiben im Haus und es verzehren, Holz und Stein.“

Wirft du also vor Gericht geladen, legt man dir einen Eid auf so kannst du ihn mit gutem Gewissen

leisten. Er ist erlaubt. Aber mache nicht, daß Gottes Fluch über dich komme, weil du froch seinen heiligen Namen gelästert! Für dein Seelenheil wäre dies sehr verhängnisvoll. Ein Meineid ist schwer gut zu machen. Laß dich auch nicht durch einen zeitlichen Vorteil zu einer falschen Aussage bewegen! Der Schrecken eines bösen Gewissens wird durch keinen Gewinn aufgewogen. Befolge vielmehr die Warnung: „Du sollst schwören in Wahrheit, recht und gerecht!“

Höchst wichtig!

Die vollkommene Reue. *)

Die vollkommene Reue oder Liebesreue hat die wunderbare Kraft, daß sie die Seele sofort von der Todssünde reinigt, den Sünder mit Gott veröhnt und in den Gnadenstand versetzt. Das Konzil von Trient erklärt: „Die vollkommene Reue, die Reue aus Liebe zu Gott, rechtfertigt den Menschen und veröhnt ihn mit Gott schon vor dem Empfange des Bußsakramentes.“ Jedoch ist zu beachten: Mag man nach der Sünde auch vollkommene Reue erweckt haben, so muß man diese Sünde in der nächsten Beicht dennoch bekennen, obwohl die Seele durch die wahre Liebesreue von jener Sünde schon gereinigt wurde; denn die wahre Liebesreue schließt die Absicht in sich, alles zu erfüllen, was Gott von uns zur Veröhnung verlangt, also auch zu beichten. Die Liebesreue macht also die Beicht nicht überflüssig. Nur im Notfall, wenn du nicht mehr beichten kannst, erzeit sie die Beicht vollständig. Die Liebesreue wird so zum Rettungsanker, zum goldenen Schlüssel für viele.

Wie viele Menschen werden tagtäglich von einem plötzlichen Tode überrascht! Es sind ihnen nur einige Minuten oder Sekunden zur Vorbereitung auf den Tod vergönnt. Wie furchtbar, wenn sie im Zustande der Todssünde vor den Richterstuhl Gottes treten müssen! Wenn sie aber diese Augenblicke wenigstens benutzen zur Erweckung der vollkommnen Reue, dann sind sie gerettet für die Ewigkeit. Ziehe daraus die notwendigsten Konsequenzen für dich und für andere. Erwecke oft, wenigstens jeden Abend vor dem Schlafengehen, vollkommene Reue! Du weißt nie, ob du nicht während der Nacht vor den Richterstuhl Gottes gerufen wirst.

Solltest du aber einmal das Unglück haben, in eine schwere Sünde zu fallen, suche dich sobald als möglich wieder mit Gott auszuföhnen durch eine vollkommene Reue und den baldigen Empfang des hl. Bußsakramentes. Ohne den Gnadenstand sind alle deine Werke verdienstlos für das ewige Leben. Erwecke vollkommene Reue in der Todesgefahr, besonders wenn sie plötzlich kommt und du keine Gelegenheit mehr hast, zu beichten. Bete sie aber auch dem Nächsten vor, wenn er in Todesgefahr ist, mag er gebichtet haben oder nicht, katholisch sein oder nicht. Wer die Beichte nicht kennt, für den genügt es, daß er den Willen hat, das zu tun, was Gott von ihm verlangt.

Wie unverständig handeln da manchmal die Leute! Sie schreien und jammern, laufen nach dem Arzte, nach Wasser, nach einem Hausmittel, während der Sterbende die letzten Sätze tut, und ach! vielleicht ist niemand da, der sich der armen unsterblichen Seele erbarmt und sie durch Vorbeten der vollkommnen Reue vielleicht noch für die Ewigkeit rettet.

Wegen dieser hochwichtigen Bedeutung der Liebesreue pflegte der berühmte Kardinal Franzelin zu sagen: „Könnte ich als Prediger die Länder durchziehen, von nichts würde ich öfters predigen, als von der vollkommnen Reue.“

Du kannst sie aber auch ganz kurz erwecken. z. B.: „O Jesus, mein gekreuzigter Heiland, du hast mich geliebt bis in den Tod und ich bin so

*) Von L. Würke, „Geistl. Bergthummeinnicht“ für arisl. Seelen.

undankbar gewesen und habe dich durch mein Sünden so schwer beleidigt. Doch siehe, ich bereue sie von ganzem Herzen aus Liebe zu dir!“ oder: „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, daß ich erzürnt dich, höchstes Gut; o mach mich rein in deinem Blut!“ oder: „Mein Gott, ich liebe dich über alles und aus Liebe zu dir bereue ich alle meine Sünden.“ Ja, du kannst selbst im Herzen, ohne ein Wort zu sprechen, die vollkommene Reue erwecken; nur müssen dir wenigstens die begangenen schweren Sünden von Herzen leid sein aus Liebe zu Gott, worin natürlich der Vorsatz eingeschlossen ist, dieselben nicht mehr zu begehen und die nächste Gelegenheit zur schweren Sünde nach Kräften zu meiden, der verübtes Unrecht und gegebenes Vergernis nach Kräften wieder gut zu machen.

Ein Seelsorger, der eine Broschüre über die vollkommene Reue geschrieben hat, erzählt darin von sich selbst: „Ich bin selbst einmal in einer gräßlichen Todesgefahr gewesen — das Ganze dauerte nur 8—10 Sekunden, so ein halbes Vaterunser lang. Aber in dieser kurzen Zeit habe ich gar vieles denken können und auch wirklich gedacht, ja mein ganzes vergangenes Leben blitzte unsagbar schnell an meiner Seele vorüber, sogar, was nach meinem Tode sein würde, und das alles in dem knappen Vaterunser lang. — Was ich aber in dem sürchterlichen Augenblicke zuerst gedacht habe, das war, wie es nach dem Katechismus Pflicht eines jeden Christen in Todesgefahr ist, ein Ausschrei und Hilfschrei zu Gott um Reue und in Reue. So ist's mir selber ergangen am 20. Juni 1886, und daher mag es kommen, daß ich erst recht die vollkommene Reue liebe und schätze und ihre Kenntnis und Wertschätzung, soviel ich kann, auch bei anderen zu verbreiten suche.“ (Driesch, „Die vollkommene Reue“ Seite 36.)

Die wahre übernatürliche Reue schließt den aufrichtigen Willen in sich, verübtes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen (z. B. gegebenes Vergernis, verübten Schaden, und für die Zukunft die Sünde und die nächste Gelegenheit zur Sünde zu meiden. So sind Vorsatz und Genugtuung mit der wahren Reue schon gegeben, wenigstens dem Willen nach. Wer seine Sünden wahrhaft bereut, wird aber auch bereit sein, dieselben aufrichtig zu bekennen, weil Gott dies von ihm verlangt nach der ausdrücklichen Lehre der Kirche.

Das Brot der lieben Mutter Gottes.

Der Vater des kleinen armen Jakob war vor Elend gestorben. Sechs Monate später erlag auch seine Mutter der großen Not und dem schweren Kummer um den geliebten Satten. Als sie bereits mit dem Tode rang, fiel ihr sterbender Blick auf ihr Eöhnlein, das an ihrem Lager stand. „Lebe wohl,“ sagte sie, „mein teures Kind; das Einzige, was mich in diesem Augenblick ängstigt und mir das Scheiden aus dieser Welt schwer macht, ist der Gedanke an deine Zukunft. Was soll aus dir werden? O du armes, armes, verlassenes Kind! Ach, daß ich doch dich mitnehmen dürfte! Bleibe brav, und wir werden uns im Himmel wiederfinden!“

So war Jakobchen allein geblieben. Er war erst sieben Jahre alt. Eine barmherzige Nachbarin erbarmte sich des verlassenen Kleinen, nahm ihn in ihr Haus auf und gedachte Mutterstelle an ihm zu vertreten. Sie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt. Indes der Knabe wollte nicht troh werden. Seine Gedanken weilten bei den hingeshiedenen lieben Eltern, sein Herz sehnte sich nach Vater und Mutter, und nichts auf Erden konnte ihm dieselben ersetzen.

„Im Himmel,“ sprach das Kind zu sich selbst, „im Himmel muß es schön sein, denn Vater und Mutter haben mich, den sie doch so lieb hatten, verlassen, um in den Himmel zu gehen. Dort hat man gewiß alle Tage zu essen, im Himmel triert man sicher nicht und zittert nicht vor Kälte.

Warum haben sie mich nicht mitgenommen! O könnte ich doch wieder bei ihnen sein!" — So jammerte der Kleine fortwährend. Eines Tages nun, als er wieder so heißes Verlangen nach den Eltern hatte, beschloß er, sie im Himmel aufzusuchen. Er machte sich also auf den Weg. Wohin? Das mußte er selbst nicht. Er schlug den ersten besten Weg ein und gelangte nach mehrstündigem Marsche in einem Dorfe an, wo er ganz erschöpft an der Türschwelle des ersten Hauses ohnmächtig niedersank. Ueber der Tür des Hauses stand eine Muttergottes-Statue; es war das Pfarrhaus.

Als Jakob wieder zu sich kam, begann er so laut zu schluchzen und zu weinen, daß es der Pfarrer in seinem Zimmer hörte. Er trat aus der Tür und fand den ganz erschöpften kleinen Wanderer.

"Wer bist du, armes Kind? Wo kommst du her, wo willst du hin?" fragte teilnehmend der Seelsorger.

"Ich bin der kleine Jakob," antwortete er mit matter Stimme. "Mein guter Vater und meine liebe Mutter haben mich allein gelassen. Sie sind in den Himmel gegangen und die Mutter sagte mir, als sie weg ging, im Himmel fänden wir uns wieder. Nun will ich sie suchen. Sag' mir nur, wo ich den Himmel finde! O ich bin so müde; ich bin schon gar weit gegangen."

"Komm mit mir, lieber Kleiner, wir wollen zusammen den Weg dorthin aufsuchen," sprach tiefbewegt der Pfarrer und führte ihn mit sich ins Haus.

Mit väterlicher Liebe nahm der gute Seelsorger sich des verlassenen Knaben an und freute sich recht oft über dessen Einfall und Lebenswürdigkeit. O wie glücklich fühlte sich Jakob im Hause des guten Pfarrherrn, allein der Gedanke an seine lieben Eltern im Himmel verließ ihn auch da nicht. "Herr Pfarrer," sprach er eines Tages, "wo ist denn der Himmel? Du wolltest mich ja dahin führen, du hast es mir versprochen."

"Bete recht inständig zum lieben Gott, mein gutes Kind," sprach der Pfarrer, "und er wird dich den Himmel finden lassen, wenn du recht fromm und brav bist." — Jakob ließ sich's gesagt sein. Er betete gar fleißig, einen großen Teil des Tages verbrachte er in der stillen Dorfkirche. Besonders gern weilte er vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arme; das erinnerte ihn so lebhaft an seine Mutter. Das war schon sehr alt und kein Meisterstück, die Gesichter sahen blaß und abgemagert aus und Jakob empfand inniges Mitleid mit Maria und ihrem lieben Kind, die beide so ausgehungert aussahen. In seiner kindlichen Einfall fiel ihm einmal ein, die hl. Jungfrau sei so blaß und mager, weil sie nichts zu essen habe. Bei diesem Gedanken traten ihm die Tränen in die Augen, denn er dachte an die Krankheit und Not seiner eigenen Mutter. Er eilte nach Hause; sein Entschluß war gefaßt: am andern Morgen aß er nur die Hälfte seines gewöhnlichen Frühstück; dann eilte er mit der anderen Hälfte zur Kirche und legte sein Butterbrot zu den Füßen der Gottesmutter nieder, indem er sprach: "Nimm es nur, liebe Mutter Gottes, und ich und auch dem Jesukindlein davon. Ich habe es nicht gestohlen, nein, ich hab' mir selbst es abgebrochen, es ist die Hälfte von meinem Frühstück; ich will dir jetzt jeden Tag so viel bringen." Daran entfernte er sich.

Als er des Nachmittags wieder in die Kirche kam, war das Brot verschwunden, und er war voller Freude, daß die liebe Mutter Gottes seine Gabe nicht verschmäht hatte. Von der Zeit an brachte Jakob jeden Morgen die Hälfte seines Frühstück, und richtig war am Nachmittage das Butterbrot verschwunden. — Aber trotzdem sahen Maria und das Jesukind immer noch so bleich und Elend aus. Das ging dem Knaben doch sehr zu Herzen und er bellagte sich darüber bei seinem Wohltäter.

"Herr Pfarrer," sagte er betrübt, schon viele Tage teile ich mein Frühstück mit der lieben Mutter Gottes in der Kirche, weil sie so mager ist und gewiß Hunger leidet, aber immer will sie nicht besser aussehen. Wie mag das doch sein? Sie wird wohl vor Hunger krank sein."

"Aber das tote Bild kann dein Brot nicht essen."

"Ja, ja, sie ißt alles, was ich ihr bringe."

Der Pfarrer, welcher sich Gewißheit über den sonderbaren Vorgang verschaffen wollte, sagte seinem Schützlinge, er möge nur fortfahren, seine Gabe zu den Füßen der Himmelkönigin niederzulegen; es werde sie gewiß freuen. Am nächsten Morgen setzte sich der Pfarrer in den Beichtstuhl von wo aus er das Bild gerade vor Augen hatte. Es währte nicht lange, nachdem Jakob sich aus der Kirche entfernt hatte, da öffnete ein kleiner Knabe die Kirchentür und näherte sich leisen Schrittes dem Bilde, kniete sich dort nieder und nachdem er kurze Zeit still und andächtig gebetet hatte, erhob er sich, nahm mit einem Dankesblick auf das Bild das Butterbrot, lästete es, verbara es unter seinen Kleidern und wollte sich eilig entfernen. Da trat plötzlich der Pfarrer aus dem Beichtstuhl und hielt den Kleinen an. Dieser blieb stehen und rief mit zitternder Stimme: "O ich bin kein Dieb; ich bin bloß gekommen, das Brot zu holen, das die liebe Mutter Gottes mir alle Tage gibt."

"Aber wie weißt du denn, daß die liebe Mutter Gottes dir das Brot gibt?" fragte der Pfarrer.

Mit weinerlicher Stimme antwortete der Knabe: "Ach, ich ging von Tür zu Tür, mir Brot zu betteln, denn ich bin gar sehr arm und habe niemand, der sich meiner annimmt. Die Leute weisen mich unbarmerzig ab, und fast wäre ich vor Hunger gestorben, da trat ich hier in die Kirche und bat die liebe Mutter Gottes, mir doch zu helfen, daß ich nicht verhungern müsse; und als ich ausblickte, lag zu den Füßen der Mutter Gottes da ein Butterbrot. Seit der Zeit komme ich täglich hier, und jeden Tag schenke sie mir wieder das Brot."

Jakob hatte also wirklich in diesem Bilde den Heiland genährt und auf diese Weise den Weg zum Himmel gefunden.

Der gute Pfarrer aber nahm sich auch dieses armen Kostgängers der lieben Mutter Gottes mit väterlicher Liebe an und trug Sorge, daß derselbe in eine Erziehungsanstalt für verlassene Waisenkinder aufgenommen wurde. Ebenso sorgte er für den kleinen Jakob, der den Himmel suchte.

O gütigste Jungfrau Maria, es ist noch nie gehört worden, daß einer, der seine Zuflucht zu dir nahm und dich um Hilfe anflehte, von dir verlassen worden sei!

Zu einer Jahrhundertfeier.

Eine Neuerscheinung der ansprechendsten Art tritt uns in dem schon in dritter Auflage herausgegebenen Jesuitenkalender 1914 entgegen. "Eine Jubiläumsgabe zur Jahrhundertfeier der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu, dem katholischen Volke in Dankbarkeit dargeboten von Priestern der Gesellschaft Jesu" betitelt sich der in eleganter Einfassung erscheinende Band. Was hier auf zirka 200 Seiten an Lesenswertem, Bildendem, Aufklärendem geboten wird, übertrifft, soweit unsere Kenntnisse reichen, alles bisher erschienene auf dem Gebiete der Volkskalender-Literatur. Nicht weniger als 57 Illustrationen und 11 Kunstblätter sind der Ausgabe beigegeben. Der Preis von 1 Fr. muß sowohl rücksichtlich des Inhaltes als bezüglich des Umfanges und Bildschmuckes der Schrift als ein ganz ausnahmeweiser bezeichnet werden.

Um aus dem reichen Inhalte des Jubelkalenders nur ein Beispiel herauszunehmen: ein wahres Kleinod, ein Muster feiner, lebendiger Erzählungskunst bildet die ergreifende Geschichte zweier isländischer Knaben Konni und Ranni, die uns der Isländer und Jesuitenpater Evansson als Episode aus seinem eigenen bewegten Leben mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, mit einer Herz-

lichkeit und Tiefe des Gemütes vor Augen führt, die kaum ihresgleichen kennen. Dazu werden wir in das Leben der Gesellschaft Jesu, dieses heiliggeachteten und doch so glanzvoll und überaus segensreich wirkenden Ordens der katholischen Kirche, durch Wort und Bild eingeführt. Wir lernen den Jesuiten kennen in den Anfängen seines Ordenslebens, wir begleiten ihn durch die langen Jahre seiner rastlosen Studien, wir folgen ihm endlich mit erwartungsvollem Blick auf das unermessliche Erntefeld seiner Wirklichkeit. Bald ist die stille Stube des nimmermüden Gelehrten, bald die volkumdrängte Kanzel des unerschrockenen Missionärs, bald sind es die dunklen Urwälder des sonnendurchglühnten Afrika, bald die starren Eisfelder des Nordens und die palmumrauschten Gestade des indischen Ozeans, bald die erdlosen schweigenden Pampas Südamerikas und die gewerbetreiben, farbenfrohen Städte des Mikros, die als Schauplätze der unermüdbaren Tätigkeit und des niederstehenden Eifers der Jünger des Heiligen von Loyola vor unseren gespannten Blicken vorüberziehen.

Und alle diese Triumphe des katholischen Glaubenslebens, diese staunenswerten Erfolge eines sich selbst verzehrender Opferfinnes werden mit solcher Schlichtheit und Einfachheit dem Verständnis des geneigten Lesers enthüllt, daß man nicht weiß, ob man mehr die zurückhaltende Bescheidenheit dieser Ordensmänner oder die Größe ihrer Wirklichkeit bewundern soll.

Wir möchten den herrlichen Volkskalender auf keinem katholischen Familentisch missen.

Der verblüffte Advokat.

Jemandwo in einer Stadt lebte ein Advokat, der, einer Bremse oder Hornisse ähnlich, alles Katholische umschwirrte und mit Spott und Hohn, mit Lüge und Verleumdung verfolgte. Der katholische Geistliche und die Beichte standen auf dem Programm jenes Religionspöters und Pfaffenfeindes obenan. Einst es war in der heiligen Fastenzeit, klopfte's an der Türe des Geschäftszimmers des erwähnten Advokaten. Auf den Ruf „Herein!“ öffnete der so oft geschmähte, verhöhnte und verleumdete Pfarrer die Türe und tritt grügend herein. Verblüfft erhebt sich der Advokat, geht dem Pfarrer einige Schritte entgegen und spricht: „Was wäre gefällig?“

Darauf erwidert in ernstem, feierlichem Tone der würdige Seelsorger: „Ich übergebe hiermit 300 M. Restitutionsgeld. Sie haben die Wiedererstattung dieser Summe einzig der von Ihnen schon so oft geschmähten und gelästerten Beichte zu verdanken. Was kein Paragraph Ihres Strafgesetzbuches, was kein Justizbeamter und kein Gefängnis vermocht hätte, das vermochte, wie Sie sehen, die Beichte. Möchten Sie darum dieses hl. Institut, schon um seiner Folgen und Wirkungen, um seines Vorteils und Nutzens willen nicht verschmähen, um so weniger, da Sie getaufter Katholik sind, entschieden gläubige Eltern haben und dem Sakramente der Buße gegenüber ernste Verpflichtungen haben. Behüt' Sie der liebe Gott!“

Voll Staunen und Verwunderung sah der Advokat bald den Geldbrief an, bald die Türe, durch die der Pfarrer verschwunden war. Er war wie vom Himmel gefallen, er wußte nicht, wie ihm geschah.

Sastig reißt er den Brief auf und zählt die Banknoten, es sind wirklich 300 Mark. Keine Täuschung! Und um dieses Geld hat mich der Scharke gebracht, den nur die Beichte zum Wiedererlaf bewegen konnte! 's muß doch was an der Beichte sein!“

Jawohl ist was dran und noch Größeres als 300 Mark hängt dran, Himmel und Hölle hängen dran für Millionen Seelen.

Von jener Zeit an hatte der erwähnte Advokat nie mehr über Beichte und Priester losgezogen; ja, er kam bisweilen in die Kirche und auf die nächste Ostern hat er seinem Pfarrer am hellen Tage gebeichtet; denn wenn einmal von dieser Sorte sich einer auf solchen Kulak hin zum Beichten versetzt, so ist's ihm ernst.

Splitter.

Die Menschen können uns durch ihren Schatten etwas zeigen wie die Sonnenuhren.

Große Sacke näht man nicht mit: Seide zu.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Hand voll wirf zum Tor hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbarn Haus.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Willst du unglücklich werden?

Vor zwei Jahren kam ein junges Mädchen zu ihrem Seelsorger und eröffnete ihm schüchtern, daß es Dispens haben möchte, denn es wolle den Locher Franz, einen protestantischen Burschen, heiraten. Der Pfarrer merkte sofort, daß da alles Zureden nichts mehr helfen werde und daß die Sache der Agnes, so hieß das Mädchen, schon entschieden sei. Dennoch glaubte er als Seelsorger seine Pflicht erfüllen zu müssen und machte das Mädchen auf alle Folgen eines solchen Schrittes aufmerksam. Zuletzt stellte er mit ernster Miene die Frage an das Mädchen: „Willst du mit Gewalt unglücklich werden?“ Agnes war verlegen und drehte ihren Sonnenschirm bald nach links, bald nach rechts und starrte dabei in eine Ecke hinein. Als der gute Pfarrer ausgereedet hatte, da sagte die Heiratslustige entschieden: „Aber, Herr Pfarrer, der Locher Franz ist ein hübscher Bursche, und ich muß doch auch etwas für's Auge haben!“

Mit schwerem Herzen holte der Pfarrer die Dispens ein und bald fand die Hochzeit mit großem Gepränge statt. Ein Jahr war vergangen. Da klopf jemand, als es bereits dunkel geworden war, an der Thür des Pfarrers. Die junge Frau Locher trat ein mit einem verbundenen Kopfe und fing an zu heulen und zu weinen. „Was gibt es denn?“ fragte der Pfarrer mitleidig. „Ach Gott, Herr Pfarrer, der Franz hat mich schrecklich geschlagen und hat mir dabei beinahe das rechte Auge ausgeschlagen. Ich bin namenlos unglücklich!“ Der Pfarrer hatte zwar das größte Mitleid mit der armen jungen Frau, konnte sich aber doch nicht enthalten, die Bemerkung zu machen: „So, da hast du jetzt etwas für's Auge!“

Ähnliche Erfahrungen macht wohl jeder Seelsorger. Nun nimm den gesunden Menschenverstand zu Hilfe, laß Einbildung und Leidenschaft beiseite und bedenke folgendes:

Die Ehe ist ein Sakrament, und zwar ein großes Sakrament, wie der Apostel sagt. Die Ehe ist das erste Bündnis, die höchste irdische Freundschaft und Liebe, die es zwischen zwei Menschen geben kann. Darum setzt sie, wie der hl. Thomas lehrt, als Bedingung den höchsten Grad der Innigkeit voraus. Schon die vorchristliche Ehe war ein Vorbild der einstigen Verbindung Christi mit seiner Kirche, und so mußte sie offenbar jetzt zu einem wirklichen und wirksamen Nachbilde, d. h. sie mußte zu einem Sakramente im vollen Sinne des Wortes erhoben werden.

Die Ehe ist also ein Sakrament, und zwar ein Sakrament der Lebendigen, welches imstande der heiligmachenden Gnade empfangen werden soll. Darum verlangt die Kirche von den Brautleuten den würdigen Empfang des hl. Bußsakramentes, bevor sie ihren Bund für's Leben schließen. Nun aber wissen wir, daß die Andersgläubigen die Ehe durchaus nicht für ein Sakrament halten, sondern nach Luthers Worten für ein „eitel weltlich Ding!“ Sie hat in ihren Augen kaum mehr Bedeutung, als etwa ein Kaufvertrag, den jemand mit einem guten Freunde abschließt. Der Andersgläubige tritt also ohne gehörige Vorbereitung mit all' den Sünden des vergangenen Lebens an den Traualtar. Dürfen solche Eheleute nicht Glück und Heil von oben erwarten? Was sagt der gesunde Menschenverstand dazu?

Die Ehe ist ferner die innigste Verbindung und Freundschaft. Wie sieht es aber mit einer Freundschaft, wenn beide Teile in der Herzens-Angelegenheit, in der Religion, himmelweit auseinandergehen? Wenn die Seitenblasen der Leidenschaft und des ersten Traumes zerplatzen, dann ist es aus mit der innigen Freundschaft in einer solchen Ehe. Wenn noch ein Funken Religion und religiöses Bedürfnis im Herzen des katholischen Teiles wohnt, wie kann er dann glücklich sein, wenn der

andere Teil ganz verschiedene Wege geht und ganz anderen Grundsätzen huldigt und vielleicht verachtet und bespöttelt, was dem Katholiken heilig ist? Der andere Teil wird bald ansagen, es dem katholischen Teile in dieser oder jener Weise bemerkbar zu machen, daß er die Ehe als ein „rein weltlich Ding“ anschauet. Willst du unglücklich werden und eine solche Ehe eingehen? Bedenke ferner, daß man einmal sterben muß. Wie sieht eine solche Ehe aus auf dem Sterbebeete? (Schluß folgt.)

Für die lieben Erstkommunikanten.

Wie ich als Junge einen Drachen besiegte.

Ich war noch jung und klein, so wie ihr jetzt seid. Meine größte Freude war es, mit dem hölzernen Schwert, das mir der Vater gemacht hatte, im Garten herumzuspringen. Dann kam ich mir wie ein Held vor. Ja, ein Held, das wollte ich werden, so einer wie Siegfried. Von dem hatte mir der Vater oft erzählt. Und er sollte ja nicht weit von meinem Heimatort gelebt haben, dort bei Kantten. Oft habe ich auf der Gartentür geklopft und nach Norden hinüber geblickt. Da sah ich die bewaldeten Kantener Berge. Dort hatte der junge Held also gelebt und Riesen und Drachen getöbt. „Ach, wie schade“, war dann mein Gedanke, „daß die jetzt nicht da sind; ich wollte sie auch schon bekämpfen, wenn ich mal größer und aus der Schule bin.“

Und eines Tages, ich erinnere mich genau, sah ich auch schon wieder auf der Thür, das hölzerne Schwert in der Hand. So gern wollte ich eine Heldentat verrichten. Da fiel mein Blick auf eine große Silberdistel, die der Vater ausgegraben hatte, weil sie den anderen Blumen und Sträuchern mit ihren großen breiten stacheligen Blättern zu viel Licht wegnahm. Die langen Blütenstengel mit ihren großen rötlichen Blütenknospen bewegten sich im Abendwinde hin und her. Da kamen sie mir vor, als wären sie die Köpfe von einem großen Drachen. Die breiten, stacheligen Blätter waren die Flügel des Ungeheuers. „Na“, dachte ich, „jetzt bist du Siegfried und wirst einen großen Drachen töten.“ Im Nu war ich vor der Gartentür und ging los auf den Feind. Ha, wie die Köpfe herunterrollten unter meinem guten Schwerte. Und die Flügel zerschlug ich, daß die Fäden weithin flogen. Und wirklich, ich kam mir wirklich wie ein Held vor!

Nicht lange danach hörten wir auch in der Schule von Siegfried, und wir lasen dann das schöne Gedicht: „Siegfrieds Schwert.“ Das war eine Freude. Ja, und Siegfried hatte anfangs ja auch nur einen Stecken gehabt. Daß ihm das leid tat, das konnte ich gut begreifen. Ich hatte auch nur ein Holzschwert. Wie da in der Schmiede die Funken flogen, als Siegfried das Schwert machte. Hurra! Vom letzten Eisenstück machte er ein gutes Schwert. Wie froh er ausruft:

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert,
Nun schlag ich wie ein Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld!“

„Ja, Siegfried“, dachte ich, „das glaube ich auch, daß du jetzt ein Held werden kannst, du bist stark und hast ein wirkliches Schwert!“ Da fragt auch schon der Lehrer: „Warum freut sich Siegfried so?“ „Weil er jetzt ein gutes Schwert hat; nun kann er Riesen und Drachen bekämpfen!“ „Richtig“, versetzte der Lehrer, „Siegfried hat auch viele Drachen und Riesen besiegt, das habt ihr schon gehört; aber die größte Heldentat hat er in der Schmiede vollbracht; wer kann mir sagen, worin sie besteht?“ Was schien uns leichter, als das anzugeben. Wie die Finger flogen; jeder wollte antworten. Der Lehrer rief mich. Ich erinnere mich noch gut, wie stolz ich rief: „Er hat den schweren Amboss in den Grund geschlagen!“ Wärdet ihr das nicht auch gelagt haben? Und doch war es nicht richtig! „Ihr wißt es nicht“, sagte der Lehrer, „ich will es euch sagen. Seht, ein Schwert machen; aber das ist ein schweres Werk. Das Eisenstück sprang em-“

drüben sprang. Was mußte da Siegfried denken!“ „Ich krieg kein Schwert fertig!“ „So ist es“, fuhr der Lehrer fort. Ihr hättet vielleicht den Hammer in die Ecke geworfen und es aufgegeben. Nicht so machte es Siegfried. Er hörte nicht auf die Stimme, die in ihm sagte: „Hör auf, du kannst es nicht!“ Nein, er wollte es können und arbeitete weiter. Allen Unwillen in sich unterdrückte er. Und seht, von der letzten Stange macht er endlich ein Schwert! So wurde sein Fleiß und seine Ausdauer belohnt, das war der Lohn für die Selbstüberwindung. Siegfried hat seinen eigenen Unwillen besiegt, sich selbst besiegt; das ist schwer, das war seine größte Heldentat. Sich selbst bekriegen, hat einst ein berühmter Mann gesagt, ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen aber auch der schönste Sieg. Ihr wollt doch auch gern Helden werden“, sagte dann der Lehrer. O gewiß, das wollen wir! „Riesen und Drachen in Wald und Feld“ fuhr der Lehrer fort, „gibt es nicht mehr. Aber in euren Herzen sind Riesen und Drachen, und die könnt ihr bekämpfen, dann seid ihr Helden wie Siegfried. Die Riesen und Drachen, das sind die bösen Neigungen: Born, Haß, Vagenhaftigkeit, Unehrllichkeit, Faulheit und andere mehr. Wenn ihr diese bekämpft habt, dann seid ihr Helden wie Siegfried; aber der Kampf ist auch sehr schwer. Gebet nicht nach und sagt wie Siegfried: „Ich will!“ Dann werdet ihr es schon fertig bringen!“

Auch mir gingen da die Augen auf. Ich hatte einen schlimmen Drachen in mir, den Jähzorn. Ich mußte daran denken, wie ich den Distelstrauch bekämpfte. Aber noch am selben Tage ließ ich mich wieder von meinem Jähzorn hinterschießen. Meine Schwester hatte mich geneckt. Vor Born schreiend warf ich den ersten besten Stein nach ihr. Glücklich flog er vorbei! Und da schämte ich mich. Das war also der Erfolg des guten Vorsatzes. Am Abend nahm ich mir wieder fest vor, den Born am nächsten Tage zu unterdrücken. Ach, und ich erkannte so recht, wie schwer es war, sich selbst zu bekämpfen. Wie gut wußte ich, wie schlimm der Born war, wie unglücklich er schon manchen gemacht hatte. Nur zu oft hatte der Vater mir das erzählt.

Und noch oft habe ich mich hinterschießen lassen, trotz der guten Vorsätze. Es war so schwer. Aber der liebe Gott hat geholfen und mein beständiges Gebet ist erhört worden. Besonders sorgfältig habe ich über mich während meiner Kommunionzeit gewacht. Sollte der Heiland ein solch schlimmen Drachen finden? Und während dieser Zeit habe ich mit Freuden gefühlt, wie die Festigkeit merklich nachließ. Der Heiland hat meinen guten Willen gesehen und mir sicher meine Schwächen verziehen, die ich mir in der Vorbereitungszeit doch zu Schulden kommen ließ. Heute bin ich froh, daß ich als Kind den schweren Kampf geführt habe; wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre! Und das sage ich noch einmal: Sich selbst bekriegen, ist allerdings der schwerste Krieg; aber sich selbst besiegen auch der schönste Sieg!

Merks!

Es ist sehr darauf zu achten, wo man einen gewöhnlich suchen muß, wenn er nicht zu Hause ist, und wenn man ihn doch notwendig haben sollte. Wenn die Mutter einem Kinde bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sagen muß: „Geh schnell hinunter in's Wirtshaus und sage dem Vater, er solle doch so gut sein und schnell heimkommen; es set jemand da, der habe es eilig“ — dann hat es in dem Hause geseht.

Die Hauptpflicht der Katholiken Deutschlands ist die Unterstützung des Benediktinervereins durch Gebet und Almosen.

(Gaben nimmt auch die Geschäftsstelle des „Benediktinervereins“, die Fuldaer Actienbruderei, entgegen.)